

Der Junge hat den Blues

Als Wunderkind des Southern Rock hat Marcus King eine missverstandene Musikrichtung wiederbelebt. Jetzt findet er seine eigene Stimme. Eine Begegnung.

Mit fünfzehn schrieb Marcus King unter falschem Namen E-Mails an Clubbesitzer, um sie glauben zu machen, seine Band hätte einen Manager. „Meine Bandkollegen waren normale Erwachsene, die Miete zahlen und Familien ernähren mussten“, erzählt der Vierundzwanzigjährige an einem trüben Nachmittag in Berlin. Kurz bevor die Corona-Krise auch die Musiker nach Hause schickte, hatte seine Marcus King Band noch neun Auftritte in zehn Tagen – und im Heimathafen Neukölln ein herausragendes, fast zweieinhalb Stunden langes Konzert.

King – lange Haare, Sonnenbrille, freundlich-ruhiger Ton – ist ein solches Pensum gewohnt. „Mein Schlagzeuger war vielleicht fünfzig, mein Keyboarder Mitte vierzig. Ich musste zusehen, dass wir Arbeit hatten, und besorgte uns jede Woche vier, fünf Gigs.“ Noch schulpflichtig, tourte sich der aus South Carolina stammende King in den amerikanischen Südstaaten den Teenagerfrust von der Seele. „Gitarrespielen war das Einzige, was sich richtig anfühlte“, sagt er. „Ich war ein ziemlicher Einsiedler und redete kaum. An anderen Tagen war ich dann wieder der Klassenclown. Vermutlich hatte das mit meiner bipolaren Störung zu tun.“

Wer sieht, wie King bei einem Auftritt seine Band so laut wie leichtfüßig durch ihr Set führt, glaubt kaum, dass dieser Mann von sich sagt, er habe „nie Selbstbewusstsein“ gehabt und müsse vor jedem Konzert einen „Ego-Tod“ sterben. „Die Musik ist mein Kanal, um das Negative freizusetzen. Die Bühne ist mein Kanal für das Positive.“ Erahnen lässt sich das in Songs wie „Self Hatred“ oder „Guitar in My Hand“. Im Berliner Heimathafen erreichte Kings Musik ihre Tiefe weniger mit Melancholie als durch Energie. Die Menschen tanzten ausgelassen, feierten, küssten sich.

Dies ist, wenn man so will, Kings Post-Wunderkind-Phase. Nachdem er die Highschool abgebrochen hatte, lernte er mit dem Drummer Jack Ryan und dem Trompeter Justin Johnson zwei seiner heutigen Bandmitglieder kennen. 2015 erschien das Album „Soul Insight“, auf dem sich die Band in der Jamrock-Tradition von Gov’t Mule verortete. Deren Frontmann Warren Haynes produzierte darauf „The

Marcus King Band“ (2016), womit King endgültig den Stafelstab der jazzaffinen Southern-Blues-Mannschaft entgegennahm.

Vokalwucht wie James Brown

Ein weiteres Album später ging King Anfang März mit seinem Solodebüt „El Dorado“ auf Tour. Auf der von Dan Auerbach produzierten, mit Soulpässen durchzogenen Platte erhält Kings wohligh-eisere Stimme angenehm viel Platz. „Ich habe mich schon immer für einen Sänger gehalten“, sagt er, „aber das ist das erste Album, auf dem ich mir dessen sicher war.“ Hört man King sich mit James-Brown-Vokalwucht in „Wildflowers and Wine“ hineinwerfen,

teilt man seine Gewissheit.

Auf die Frage, mit welchem Musiker der Vergangenheit er gern gespielt hätte, probiert King einige Namen aus – Terry Kath? Frank Zappa? John Coltrane? –, bevor er sich für Elvin Jones entscheidet: Coltranes Schlagzeuger. Der Gitarrist King ist extrem instrumental und genreübergreifend sozialisiert. Sein Urgroßvater fidelte Bluegrass, dessen Sohn begleitete Johnny Cash auf der Gitarre. Kings Vater Marvin nahm mehrere Bluesplatten auf. Während der Schulzeit entdeckte Marcus indianische Musik und „lyrische Genies“ wie Tupac Shakur oder Biggie Smalls für sich.

Abseits der Musik ist King Teil eines neuen, tendenziell linken Americana-Bewusstseins. Southern Rock war zwar nie nur die südstaatenbeflaggte Kanzel der Erzkonservativen. Die Allman Brothers unterstützten seinerzeit Jimmy Carter. Doch plagt das Genre in seiner countrynahen Spielart die Reputation des Reaktionären. King indes warnt vor dem Klimawandel, isst wenig Fleisch und setzt sich für die Destigmatisierung psychischer Krankheiten ein. Vor dem Abschied noch die Frage, was King täte, wenn er nicht Musiker geworden wäre. Als Kind habe er Pfarrer werden wollen, sagt King, der sich als unreligiös bezeichnet. Heute sehe er sich eher als Stand-up-Comedian. Auch diese Karriere wäre ihm zuzutrauen.



Einsiedler und Klassenclown: Marcus King

Cornelius Dieckmann, Berlin